

Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 65 (1965)

Artikel: Aus Carl Spittellers letzten Krankheitstagen
Autor: Widmer, Berthe
Kapitel: Einige medizinische Erläuterungen zu den Gesprächen
Autor: Löffler, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-117468>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einige medizinische Erläuterungen zu den Gesprächen

von

Wilhelm Löffler

Dem Andenken eines großen Mannes, über dessen letzte Krankheit man berichten darf, wird man nur gerecht, wenn man sich streng an die Wirklichkeit hält und den Bericht nicht durch Phantasien und clichiierte Bilder «ausschmückt».

In den Gesprächen ist die Quintessenz der Dichterworte festgehalten, kurz, lakonisch, meist ohne die Zwischenbemerkungen. Der Telegrammstil ergibt sich zum Teil auch aus der notwendigen Bremsung zur Schonung des Kranken.

Wenn immer es möglich und erlaubt war, unterhielt sich der Patient gerne mit seinen Ärzten. Dabei hatte er meist sichtlich Freude an seinen eigenen Aussagen und Vergleichen und genoß selbst seine Bilder wie auch die Anerkennung der Gesprächspartner und der Umgebung.

Die ärztlichen Besuche brachten ihm Ablenkung und kurzes Vergessen der ihm so beschwerlichen Hustenkrankheit, die vor allem auch sein ästhetisches Empfinden bedrückte. Er gab den Ärzten ein überaus aufschlußreiches Bild des Krankheitsgeschehens «von innen her gesehen». Es ist nicht häufig, daß die subjektive Seite eines Leidens in so klarer und drastischer Weise zum Ausdruck kommt.

Wiederholt haben wir ihm denn auch gesagt, an ihm sei eigentlich ein Mediziner verlorengegangen, glücklicherweise allerdings; auch sei er in seinem Alter ein Medizinbeflissener, verständnisvoller als manche jungen Studenten.

Die prägnanten, plastischen Formulierungen des Dichters, seine Phantasie, sein Humor und der «Coin de malice» mancher Bemerkungen über Krankheit und Ärzte, über seine Befürchtungen, Hoffnungen und Wünsche, sind für Spittelers *Person* charakteristisch und erinnern vielfach an Stellen in seinen Gedichten. Andererseits zeigen die Gespräche, wie die *Krankheit selbst* manchen Situationen auch auf psychischem Gebiet ihren Stempel unverkennbar aufgedrückt hat.

Die Zwiesprache entwickelte sich, auch wenn es dem Patienten manchmal mühsam war, und wir bremsen mußten, angeregt und lebhaft und brachte ihm Erleichterung. Er freute sich an der Teilnahme seines «Publikums», selbst wenn es nur aus Arzt und Schwester oder aus zwei Ärzten bestand.

Spitteler beschrieb sein Befinden pragmatisch, ohne jeden Erklärungsversuch. Andererseits wünschte er und war dankbar für medizinische Erklärungen, folgte ihnen mit großem Interesse und Verständnis und mit Sinn für Nuancen. Durch Verstehen konnten manche Bedenken und Befürchtungen zerstreut werden. Jeder kleinen Hilfe zollte er rührend Anerkennung. Es war der Rückzug und die Bescheidung auf die Notdurft des Lebens, die Beschränkung der Ansprüche auf das Notwendigste und auf das Unmittelbarste, so auf die Labung des Dürstenden, die Kühlung, einen Trunk, dann die Freude an der Suppe und die Dankbarkeit dafür. Doch betonte er immer wieder, wie peinlich ihm diese Situation sei*.

Der Tod erreichte ihn, wie man weiß, fast auf den Tag zehn Jahre nach seiner unsterblichen Rede über den «Standpunkt der Schweiz», und es waren für den Schreiber dieser Zeilen zwanzig Jahre, daß er von einem freundlichen Vetter erstmals in die Phantasiewelt des «Olympischen Frühlings» eingeführt worden war, mühsam und nur halb verstehend, staunend ob dem Irrationalen. Schon früher hatte das Knabenohr «Die jodelnden Schildwachen» und «Die beiden Züge» vernommen und bewundernd behalten.

Die subjektive Seite: Die letzten Lebensmonate verliefen für Spitteler und für seine Umgebung recht schwer. Zum früheren Asthma bronchiale war das Asthma durch Herzversagen hinzugekommen. Die Kreislaufschwäche ließ sich nur mühsam und wegen der Nebenwirkungen der Digitalis nur teilweise beheben. Der Dichter empfand die immer schwierigere Expectorationsleistung als unästhetisch. In der geistigen Bewältigung der Situation kam seine Größe am schönsten zum Ausdruck. Die Atemnot plagte ihn zuzeiten sehr schwer und er ängstigte sich darüber. Aufmerksam nahm er die Unterscheidung von Atemnot und Atemangst zur Kenntnis, also die Trennung in eine objektive und eine subjektive Komponente seiner Atembeschwerden. Er erklärte später spontan, er könne nun zwischen Atemnot und Atemangst immer besser unterscheiden, und zeigte sich darüber sehr beruhigt. Außerdem war er durch zunehmende Schwellung der Beine behindert und beunruhigt.

* «Des Todes Allmacht sprengt der Sitze Zwang,
vor seinem Odem fallen Stand und Rang.
Fest steht und unverrückt des Schicksals Schluß,
darum geschehe, was geschehen muß.»

(Das Sterbefest)

«Wen Macht verläßt und Kraft und Jugend meiden,
Er fahre hin, sein Antlitz wird zu Spott.»

(Kronos und der Greis)

Lebhaft und grotesk schilderte er seine Not. Sein mühsamer, lauter Atem «quietsche und klatsche», blase und töne, wie wenn ein Nilpferd oder ein Rhinoceros an Land gehen wolle, mit seinen Füßen im seichten Wasser stampfe und kämpfe, daß das Wasser spritze und tropfe und das Ungetüm immer wieder zurücksinke. Das Bild begeisterte ihn geradezu*. Er wiederholte es, mit den Armen mühsam die Bewegungen des kämpfenden Tieres nachahmend und zurücksinkend. Man hörte und sah das Nilpferd trampeln und das Wasser spritzen. Und, welche Erleichterung, es verschwand die Atemangst, auch die Atemnot wurde sichtlich geringer, wenn auch nicht ganz behoben.

Vom psychischen Druck des ihm so peinlichen Hustens, des Raselns und der Expectoration hatte er sich durch das gewaltige Bild befreit, von den lästigen Symptomen distanziert und sich gegenüber der Krankheit und den Drittpersonen behauptet. Aus einem bedrückenden banalen Geschehen war ein poetisch transformiertes Bild entstanden, eine befreiende, dichterische Vision.

Immer wieder ließ er das Nilpferd stampfen, raumerfüllend. Für einen Augenblick entstand eine tragikomische Situation. Schließlich lachten alle, nicht zuletzt der Patient selbst, über den makabern Humor, und ob seinem Erfolg schien der Patient die Atemnot vergessen zu haben. Eine ruhige Heiterkeit verbreitete sich im Krankenzimmer.

Die drastische Schilderung rief die Beschreibung in Erinnerung, da es Odysseus gelingt, nach heftigem Kämpfen mit Sturm und Wogen endlich bei den Phaeaken an Land zu kommen, wo es heißt:

«... Da ließ er die Knie sinken und die nervichten Arme, ihn hatten die Wogen entkräftet; Alles war ihm geschwollen, ihm floß das salzige Wasser häufig aus Nas' und Mund; der Stimme beraubt und des Atems, sank er in Ohnmacht hin, erstarrt von der schrecklichen Arbeit.»

Wir wollten aber die dramatische Schilderung des modernen Dichters durch solche Assoziationen nicht stören, um so weniger als unser Dulder eher gestärkt aus dem Kampf hervorging.

Diese Gespräche haben manchmal wesentlich besser als die Medikamente gewirkt, nicht nur augenblicklich, sondern oft nachhaltig, wie die Krankenschwester immer wieder implicite, unbefangen berichtete. Neben diesen, wenn auch zeitlich beschränkten therapeutischen Wirkungen bedeuteten die Beschreibungen eine Noso-

* «Was für einem Nashorn von Nilpferd ist jetzt das eingefallen, meinen Liebling mit Krankheit anzufallen?» (Heil)

graphie «von innen heraus», der Situation so entsprechend und von einem Feingehalt und Zauber, die leider in einem Bericht nicht wiedergegeben werden können.

Von den Arzneien: Spitteler teilte die so verbreitete Besorgnis gegenüber der Digitalis, von der viele Patienten glauben, daß, einmal damit begonnen, man nicht wieder davon loskomme. So verbreitet diese Auffassung, so irrig ist sie. Wenn Digitalis die Herzinsuffizienz gebessert hat, wird sie entbehrlich. Spitteler gehörte aber zu der sehr kleinen Zahl derer, die auf Digitalis mit ausgesprochen *depressiver* Verstimmung reagieren. Seine Abneigung war also noch konkret begründet. Diese psychische Digitalisdepression ist schon von Withering, dem Entdecker der großartigen Wirkung der Digitalisblätter, ausdrücklich erwähnt worden als typische Seltenheit.

Auch die Meerzwiebel (Scilla) und Strophanthininjektionen mußten wegen der eintretenden Depression, die alle herzaktiven Glucoside als Nebenwirkung erzeugten, bald wieder aufgegeben werden. Auf diese Situation beziehen sich mehrere Bemerkungen, so auch die über die «Blattgrünfee», «*Chlorophyllis*» (Flora), aus Spittelers Gedicht «Die Finger der Chlorophyllis», und unsere Anregung, er möchte, wie diese, auch einmal die «Digitalisblattfee» nach ihren guten und bösen Seiten besingen.

Psychische Rückwirkungen der Krankheit selbst: Nächtliche Desorientiertheit ist häufig bei Patienten mit dekompensiertem Blutkreislauf, die aber tagsüber völlig klar sind. Selten, aber auch überaus typisch, sind besonders bei *Intellektuellen* (aber nicht ausschließlich bei diesen) *Träume*, die oft nicht scharf von milden Delirien zu unterscheiden sind und über welche die Patienten am Morgen ausführlich zu berichten pflegen. Diese Träume bewegen sich klassischerweise in den zwei Richtungen, in denen sie auch bei Spitteler so typisch eintraten und am Morgen lebhaft und farbig erzählt wurden. Sie betreffen inhaltlich *Reiseträume*, andererseits wird eine Verdoppelung der Persönlichkeit geträumt*. Der Patient begegnet sich z. B. selbst in der Straße oder er hat z. B. Nacht für Nacht einen «gestiefelten Offizier» im Bett und muß ihn hinauswerfen. Oder es kommt, wie bei Spitteler, zu einer Dreiteilung der eigenen Persönlichkeit. Das Gedächtnis an diese Träume ist beim Erwachen meist außerordentlich präzise. Die Patienten erzählen sie lebhaft, freuen sich sogar daran, freuen sich an der Erzählung (nicht

* «Physikgelernt.

Kann ein Körper auf einmal zugleich spazieren in Asien und Oesterreich.»
(Strafpredigt)

etwa nur Spitteler) und nehmen auch die Verdoppelung der Persönlichkeit *meist* durchaus nicht tragisch*.

Wenn wir dieses Verhalten besonders bei Intellektuellen beobachteten, so liegt dies wohl daran, daß sie ihr Traumerlebnis besser wiedergeben können. Oft kommt, wie beschrieben, ein und dasselbe Bild Nacht für Nacht. Wir erwähnen dies, damit nicht die Auffassung Platz ergreife, es sei dies ein «Privileg» des Dichters gewesen. Die Herzinsuffizienz bzw. ihre Rückwirkungen auf die Sauerstoffversorgung des Gehirns sind hier offenkundig stärker als die dichterische Veranlagung und Phantasie.

So dokumentieren die Notizen von Dr. Widmer die Einstellung der großen Persönlichkeit Spittelers zu dem schweren Leiden und dessen psychische Meisterung. Sie zeigen aber auch, daß das Leiden selbst auch einer so starken Persönlichkeit seinen Stempel aufzuprägen imstande ist, allerdings nicht ohne ebenfalls durch die Individualität des Patienten nuanciert zu werden.

«Gelt es ist doch groß und herrlich, hoch vom Markstein
Übers Tal zu schauen, wo in Haus und Heimat
Man ein Wurm gewesen und durch Zwang und Zweifel,
Kämpfend mit der Welt und mit sich selber uneins
Spann ein heiliges Gespinst aus Gram und Sehnsucht.»

(Schmetterlinge: Proserpina)

* Vgl. auch Paul Klee: Angstausbruch 1939 und ähnliche Bilder, in denen der Kopf die *Vielteilung* des Körpers mitansieht, hier allerdings mit Entsetzen.